

EXTRACTS 22 pts

(Stories aus einer Zeit beim IKRK)

Ein Kind ohne Gesicht (I: 20) 22 pts.

Zwei Tage nach dem Besuch von Dominique wurde ich am frühen Morgen ins Schulhaus gerufen. Man führte mich zu einem kleinen Buben, der stumm am Boden lag. Grosse, dunkle Augen schauten mich an, ruhig und still, als ob sie nicht sehen könnten, was ich sehen musste: das Skelett eines Gesichts, in welchem Nase, Backen und Mund fehlten! Ich sah eine einzige grosse Wunde, in welcher kein Fleisch mehr übrig war, ähnlich einem Krater in einer Mondlandschaft. Der Bub war offenbar beim Eingang des Schulgebäudes eingeschlafen, und eine Hyäne hatte ihm sein ganzes Gesicht weggebissen! Ein furchtbarer Anblick, der um so schrecklicher war, als der Bub mich mit klaren, milden Augen anblickte, als ob er keine Schmerzen hätte und meine Verzweiflung nicht verstehen könnte. Ich war von Abscheu und Mitleid erfüllt. Für den Knaben kam jede Hilfe zu spät, er verstarb noch

während des Fluges ins IKRK-Spital von Lokichokio.

Seit jenem Tag änderte sich mein Nachtleben und mein gewöhnlich tiefer Schlaf wurde zerbrechlich, liess sich von jedem noch so kleinen Geräusch aufschrecken. Da mein Schlafplatz in der Veranda nur durch ein Fliegengitter von der Aussenwelt getrennt war, schlief ich in unmittelbarer Nähe zur Wildnis. An das nächtliche Heulen der Hyänen hatte ich mich längst gewöhnt, aber seit ich den Knaben gesehen hatte, empfand ich das schreckliche Gejaule der Hyänen als eine persönliche Bedrohung und verstand es als Alarm für die gefährdete Sicherheit der Kinder. Die Schule hatte ja weder Türen noch Fenster, und es fehlte eine schützende Umzäunung, so wie dies bei uns in der Delegation der Fall war - obwohl Hyänen sich ja auch schon bei uns bis ins Innere des Vorhofs gewagt hatten. Die Kinder waren eine leichte Beute der Bestien. Und so wurde ich zum Nachtwächter der Buben und zum hasserfüllten Feind der Hyänen. An eine Nacht erinnere ich mich mit Schrecken, auch mit Schrecken vor dem eigenen Mut: Es war Vollmond, Himmel und Erde wurden von einem gleissenden

Licht erfüllt. Ich war eben eingeschlafen als die Meute der Hyänen zu heulen anfang und immer näher zu kommen schien. Ich sprang auf, griff zu meinem Speer und rannte aufs offene Feld, rannte und rannte bis ich endlich in der Nähe der Schule war und dort plötzlich den Hyänen gegenüberstand; sie standen im Mondlicht, ungeschützt von Sträuchern und Grass, scheinbar bereit zum Angriff. Deutlich konnte ich ihre runden, glänzenden Augen sehen, sie schienen wie auf einer Perlenkette aufgereiht und schauten mich neugierig und, wie ich glaubte, verächtlich an, als ob sie eigentlich an meiner durchsichtigen, mageren Erscheinung gar nicht interessiert wären. Nun wurde ich von einer unsäglich grossen Wut gepackt und rannte, wie von allen guten Geistern verlassen, direkt auf die Hyänen zu, fuchtelte wie wild mit meinem langen Speer und gab dabei tierische und, wie ich mir einbildete, ganz furchterregende Laute von mir. Brüllend und meinen Speer in die Luft stossend rannte ich weiter auf die Hyänen zu, rannte wie besinnungslos direkt ins Verderben.

Allzu gerne möchte ich wissen, was die Hyänen bei diesem absurden Schauspiel gedacht haben.

Weshalb zogen sie sich zurück? Noch vor wenigen Tagen hatten sie einen Soldaten gefressen, welcher sich seines Lebens mit einem Sturmgewehr gewehrt und blind in die Meute der Hyänen geschossen hatte - bis die Munition verschossen war und die überlebenden Hyänen ihrem Opfer keine Chance mehr liessen. Weshalb sollten sie sich vor mir fürchten? Hatten sie Erbarmen mit diesem offensichtlich vom Wahnsinn getriebenen Fremdling, oder schien ihnen mein im Mondlicht hell strahlender weisser nackter Körper doch etwas unheimlich? Sicher dachten sie nicht, dass dies ein gewöhnlicher Mensch sein könnte, - und vielleicht glauben ja auch Hyänen an Geister. Wer weiss. Ich werde es nie erfahren. Die Hyänen hatten ja Zeit, konnten ein anderes Mal wiederkommen. Als ich langsam und frierend wieder in die Delegation und meine Veranda zurückkehrte, kam ich endlich wieder zu Bewusstsein. Ich beschloss, niemandem von dieser Nacht zu erzählen. Niemand sollte denken, ich könnte meine Selbstbeherrschung verlieren.

Ein Lied in der Nacht (I: 22) 22 pts.

Drei Wochen vor meiner Abreise aus Yirol kam es zu einer unerwarteten und ergreifenden Begegnung. Mitten in der Nacht wurde ich von einem wunderschönen, traurigen Lied geweckt. Zunächst dachte ich an einen Traum, der eben zu Ende gegangen war oder vielleicht auch erst begonnen hatte, doch als der Gesang nicht aufhören wollte, ging ich hinaus ins Freie um zu sehen, woher diese schöne, tiefe und doch zerbrechliche Stimme kam. Im Strahl meiner Taschenlampe fand ich einen Mann am Boden sitzen, grau, nackt und spindeldürr. Wie er mich sah, unterbrach er seinen Gesang und sagte flehend: "*Mac*". Das bedeutete "Feuer". Als ich aus meinem Schlafraum mit Zündhölzern ins Freie zurückkehrte, war der Mann schon unterwegs zum Tor. Ich folgte ihm hinaus und entdeckte zu meinem Schrecken, dass der Mann sich auf den Knien und mit Hilfe seiner Hände vorwärts bewegte und offensichtlich an beiden Beinen gelähmt war. Ich holte ihn schnell ein und folgte ihm hinaus aufs Feld, bis hin zu einer grösseren Absenkung. Der Mann schob sich hinab in die Mulde. Dort hatte er bereits etwas trockenes Gras zu einer kleinen Pyramide aufgebaut und etwas Holz von dürren

Sträuchern darübergerlegt. Ich zündete das Gras an und liess den Mann selbst ins Feuer blasen. In kurzer Zeit leuchtete das Loch hell und warm, die Augen des Mannes glänzten schwarz. Erst jetzt konnte ich sehen, wie ausgemergelt dieser Körper war, nur von zerknitterter, aschgrauer Haut bedeckt. Gerne hätte ich dem Mann zum Abschied die Hand gegeben, hätte sogar tröstend seine struppigen, drahtigen Haare gestreichelt. Doch es war nicht der Augenblick für Sentimentalitäten und Trauer sondern eher ein Moment der stillen Freude, den ich jetzt mit diesem fremden Mann teilen konnte. Ich kehrte in meine Veranda zurück, nahm meine Decke und brachte sie dem Mann. Trotz der grossen Hitze am Tag waren die Nächte oft sehr kalt, und das Feuer würde sicher nicht reichen, um ihm die ganze Nacht Wärme zu spenden.

Nach jener ersten Begegnung kam der Mann jede Nacht bis ans Gitter der Veranda und weckte mich mit seinem unglaublich rührenden, schönen Gesang. Auch nächste Nacht würde ich mit ihm bis zur Mulde gehen und ihm sein Feuer entfachen. Die Wolldecke war, fast wie erwartet, nicht mehr da; andere frierende Leute hatten sie dem Wehrlosen

weggenommen. In jener zweiten Nacht hatte ich keine Wolldecke mehr, aber fortan würde ich einige Decken aus dem Warenhaus holen und dem Mann jede Nacht eine neue Decke schenken. Ich verstand es als eine indirekte Art von Verteilung von Hilfsgütern, denn die andern Leute hätten dem hilflosen Mann die Decke wohl nicht ohne grosse eigene Not weggenommen. Auch etwas Holz stellte ich jeweils bereit; das Suchen von Holz muss für den beinlosen Mann ja eine unglaubliche Anstrengung gewesen sein. Tagsüber war der Mann irgendwie irgendwo verschwunden, war wie vom Boden verschluckt, unsichtbar; vielleicht lag er im Schatten eines Baumes oder er bettelte bei Leuten um Nahrung und Wasser. Ich suchte ihn nicht, wollte den Mann nicht von meiner Hilfe abhängig machen. Bald würde ich ja nicht mehr in Yirol sein.

Manchmal geschah es, dass der Mann nicht zu mir kam. Dann erwachte ich als ob ich geweckt worden wäre, und wartete, wartete und wartete, und wie ich da umsonst wartete, stand ich auf, griff nach einer Wolldecke und ging bis zur Mulde. Wie ich den Mann dort nicht finden konnte, überkam mich eine grosse Unruhe. Ich dachte an die Hyänen und an die

Hilflosigkeit des Gelähmten. Nach solchen nächtlichen Ausflügen war es mir nicht mehr möglich, Schlaf zu finden. Ich spazierte eine Weile übers Feld, setzte mich dann auf einen Stein vor der Veranda und dachte über das Schicksal des Fremden nach. Wo blieb er wohl? Sein schönes, trauriges Lied fehlte mir, auch wenn ich es innerlich hören konnte, klar und warm. Doch in einer der folgenden Nächte kehrte der Mann zurück und sang sein Lied, als wäre es das erste Mal, als wüsste er, dass ich ohne sein Lied nicht mehr schlafen konnte. Wir konnten nie miteinander sprechen, auch nicht mit Händen, aber wir verstanden uns wohl auch so, jeder auf seine Weise. Wichtig für uns beide war dieses sprachlose Gefühl von Gemeinsamkeit und menschlicher Wärme, dieses instinktive Wissen um unsere Seelenverwandtschaft, dieses kleine, schützende Feuer in der nächtlichen Mulde unserer Einsamkeit.

Heimkehr (I: 24) 22 pts.

Kaum aus Yirol in Lokichokio angekommen, fragte mich der Delegationschef, ob ich nicht noch schnell nach *Narus*, dem ersten Dorf auf südsudanesischer

Seite, fahren könnte, um dort den Körper eines am Morgen im Spital verstorbenen Kriegsverletzten abzuliefern. Es sei ja gar nicht weit, weniger als eine Stunde, und ich würde sicher rechtzeitig zum Abflug nach Nairobi zurück sein. Allzu gerne hätte ich eine Ausrede gefunden und mich geweigert. Ich war eben von Yirol zurückgekehrt, war noch angefüllt von der traurig-herzlichen Abschiedsfeier, welche die Delegierten und die Freunde von der SRRA für mich organisiert hatten. Im Kopf war ich immer noch dort, im trockenen, hungrigen und doch schönen Yirol, zusammen mit meinen vielen einheimischen Freunden, mit Sebastian, Louise und meinem gelähmten nächtlichen Besucher. Überdies war mir immer noch unwohl von der Reise. Der österreichische Pilot hatte auch etwas zum Abschied beitragen wollen: kurz nach dem Start tauchte er aus heiterem Himmel mit seinem wendigen Piperflugzeug wie ein Pfeil hinunter in Richtung Delegationsgebäude, um dort knapp über den Dächern einen spektakulären "Looping" oder "Salto mortale", das heisst eine komplette Umdrehung des Flugzeugs, zu vollbringen...! Es blieb mir gar keine Zeit um Angst zu haben, und der erfahrene Pilot

besass ohnehin mein blindes Vertrauen; trotzdem war ich schockiert und meine Eingeweide drehten sich wie wild. Eigentlich hätte ich erbrechen sollen, aber die Freude über diesen schönen, wilden Abschied aus der Luft verdrängte die Übelkeit ein wenig - zumindest bis nach der Landung auf der löchrigen Piste von Lokichokio.

Ich gab schliesslich dem Drängen des Delegationschefs nach und fuhr mit dem Geländewagen des IKRK, einem Landcruiser, ins IKRK-Spital in Lopiding. Ich wurde bereits von zwei kenyanischen Krankenwärtern erwartet und in einen Hinterhof geführt. Dort sah ich einen Ofen, in dem das IKRK die amputierten Glieder von Kriegsverletzten zu verbrennen pflegte; daneben lag ein langer, schwarzer Plastiksack zum Abtransport bereit. Die beiden Helfer hoben den Sack auf und schoben ihn wie ein Brett ins Gepäckabteil des Landcruisers. Man überreichte mir einen Briefumschlag, der offenbar eine Art von Transportschein enthielt; ich sollte diesen unterschrieben als Beleg zurückbringen. Dann hiess es "Gute Fahrt!" - und das war keineswegs ironisch gemeint.

Ich fuhr nach Lokichokio zurück und von dort den steilen Weg hinauf zu den Hügeln, am weissgetünchten Zollhaus vorbei und weiter bis auf die Kuppe, von wo man weit über das Land der *Turkana* schauen konnte: Dornensträucher, Sand, zitternde Luft und felsige Gebirgszüge am Horizont. Von nun an wurde die Strasse schlecht, war voller Löcher und Steine. Ich war allein und doch nicht allein. Mit dumpfen Schlägen unterschiedlicher Lautstärke klopfte der Tote im wechselnden Rhythmus der Strasse. Ich verlangsamte meine Fahrt und wurde immer vorsichtiger, stets darauf bedacht, ein allzu hartes Aufschlagen des Kopfes des Toten zu vermeiden. Es gelang mir nicht wirklich, die Strasse kannte kein Erbarmen. Wir schaukelten hin und her, schlugen unsere Köpfe an die Wände, der Tote und ich, flogen in die Luft und fielen krachend wieder zurück. Ein schmaler Rinnsal von Blut rann warm von meiner Stirn auf die Lippen; ich musste bei einem der Schläge durch ein Aluminiumteil verletzt worden sein. Ich wischte mir das Blut mit der linken Hand vom Mund. "Es tut mir leid", sagte ich dann laut, "Es ist nicht meine Schuld. Es ist die Strasse. Ich tue mein

Bestmögliches." So fuhr ich *noch* langsamer, *noch* behutsamer, wollte meinem stummen Fahrgast nicht noch mehr Leid antun. "Wir werden bald da sein", fuhr ich mein Gespräch fort, "Du wirst sehen, es wird nicht mehr lange dauern. Bleib nur ruhig." Ich schaute auf die Uhr. Es würde weniger als eine Stunde dauern, hatte der Delegationsleiter mir versichert, es sei ja nicht weit. Aber nun war diese Stunde schon längst vorbei und kein Dorf war in Sicht. Nur verdorrte, staubige Sträucher, Steine und Staubwolken im Rückspiegel. Wo waren wir, wohin fuhren wir eigentlich? Hatte ich die Richtung verloren oder war ich etwa gar auf dem falschen Weg? Wir hatten noch nicht einmal die Grenzmarkierung zwischen Kenya und dem Sudan erreicht!

Irgendwann fiel die Strasse kurz steil ab und lief in einen ausgetrockneten Bach, welcher in der Regenzeit die Strasse zu blockieren pflegte. Die Steine im Fluss durchschüttelten unser Fahrzeug, brachten es ins Schwanken und uns Passagiere aus dem Gleichgewicht. Der Tote klopfte heftig, schlug mit dem Kopf auf den Boden und rutschte von einer Seite zur andern. Ich konnte es nicht mehr ertragen,

hielt an, stieg aus und öffnete die Türe des Laderaums. Ich kletterte ins Fahrzeug und schob vorsichtig eine Woldecke unter den Kopf des schlafenden Toten. Sein Kopf war schwer wie Blei. Oder waren es meine Hände? Gerne hätte ich den Plastiksack geöffnet, um ihm Luft zu geben, aber die Öffnung befand sich bei den Füßen. Sollte ich einfach den Sack aufschneiden, um ihm so Luft zu verschaffen? Ich wagte es nicht, merkte, dass ich zitterte. Dann versuchte ich, den Körper irgendwie zu stabilisieren, mit einer Schaufel und der Werkzeugkiste zu blockieren, um so dieses ständige Herumrutschen zu verhindern. Ich atmete schwer, bekam Herzklopfen, mein Atem wurde mir zu einer erdrückenden Last. Ich begann wieder zu reden, sagte: "Es ist nicht mehr weit. Du wirst sehen. Wir sind ja schon im Sudan angekommen, in deiner Heimat. Bald wirst du dich ausruhen können." Ich bekam keine Antwort, aber für einen Augenblick wurde es ganz still und ruhig im Fahrzeug.

Wenig später erreichten wir eine Stelle in einem Bach, in einem von Ferne unsichtbaren Einschnitt in die Ebene. Hier geschah es häufig, dass die hier heimischen Toposa die Fahrzeuge des Roten

Kreuzes stoppten und ausraubten. Die Delegierten wurden jeweils gezwungen, alle ihre Kleider und Taschen herzugeben und sich nackt auf glühend heisse Steine zu setzen, wo sie mindestens dreissig Minuten lang sitzen bleiben sollten. Auch war es schon geschehen, dass die Schlüssel der Fahrzeuge mitgenommen wurden und die Delegierten deshalb gezwungen waren, während Stunden splitternackt barfuss auf der heissen, steinigen Strasse bis nach Lokichokio zu gehen. Verkehr gab es hier keinen, weshalb das IKRK aus Sicherheitsgründen nur im Konvoy mit mehreren Fahrzeugen über diese Strasse fuhr, nach vielen Überfällen schliesslich sogar nur noch in Begleitung von kenyanischen Polizisten. Weshalb eigentlich hatte mich der Delegationschef mutterseelenallein auf diese letzte Reise geschickt? Aber ich wollte nicht an einen möglichen Überfall denken, auch dann nicht, als plötzlich eine Gruppe von jungen, mit Maschinengewehren bewaffneten Toposa am Strassenrand stand. Sie grüssten freundlich, mit erhobenen Händen. Ich hätte gerne angehalten, menschliche Gesichter erschienen in dieser Öde von Dornen wie schöne Lichtblicke in einer farblosen

Landschaft. Doch ich wollte keine Zeit verlieren, obwohl ich den Gedanken an eine rechtzeitige Rückkehr nach Lokichokio ja schon längst aufgegeben hatte. Was hätten die Krieger wohl gedacht, wenn sie meine aussergewöhnliche Ladung gesehen hätten? Hätten sie meine Erklärungen verstanden und angenommen? Ich hätte ja ein Mörder sein können. Niemand hätte mir geglaubt, dass ich den Toten nicht kennen würde, dass mich an seinem Schicksal keine Schuld traf.

Diese Gedanken, die brütende Hitze und die grässliche Stille im Gebüsch begannen mich zu quälen und zu erdrücken. Die Tatsache, dass mein stummer Mitfahrer wieder zu klopfen begann, leiser zwar als vorher aber nicht weniger eindringlich, beunruhigte mich sehr: als ob er Eintritt verlangte oder aus dem engen Plastiksack ausbrechen möchte, als ob er schon wieder um Hilfe rief. Bestimmt war es in diesem Sack wahnsinnig heiss, nicht zum Aushalten. Doch ich wollte geduldig bleiben. "Ob jemand ein guter oder ein schlechter Fahrer ist", hatte mir einmal der dänische Rotkreuz-Arzt Dr. Karup-Pedersen nach einer atemberaubenden Fahrt im Delta von Vietnam, vorwurfsvoll gesagt, "ob

jemand ein guter oder ein schlechter Fahrer ist, das wissen nur die Mitfahrer". Also fuhr ich langsam, unendlich langsam und ganz behutsam weiter durch dieses trockene, tote Land, jetzt schon ohne grosse Hoffnung, irgendwann das Dorf Narus zu erreichen. Ich war schweissgebadet und erschöpft, hielt mich am Steuer wie an einem Rettungsring. Ein Sturm braute sich in meinem Kopf zusammen, rüttelte an meinen Nerven. Starke Schmerzen klopften laut an meine Schläfen: pumm, pumm, pummpumm - pummm!. "Sag doch was", sagte ich zu meinem Mitfahrer, "rede doch mit mir! Weshalb sagst du nichts". Stille im Lärm. "Woher kommst du eigentlich", fragte ich weiter, "Wer bist du?" Ich glaubte, ein Stöhnen zu hören, und danach den heftigen Laut eines Hammerschlags. "Sag doch, wer bist du?", wiederholte ich meine Frage, nun schon fast ohne Hoffnung auf Antwort. Führte ich etwa nur Selbstgespräche, und kam dieses Stöhnen etwa gar aus mir selbst? Und woher kamen diese Hammerschläge? Meine Kehle fühlte sich plötzlich wie eingeschnürt, trocken und staubig. Ich hielt an, suchte die Wasserflasche, fand sie endlich hinter dem Sitz, nahe beim Kopf des Toten. Ich trank die

Flasche leer, das heisse Wasser zischte in meinem Kopf. Ich nutzte die Gelegenheit, um mir mit meinem Taschentuch den schwarzen Schweiss und das getrocknete Blut von der Stirne zu wischen, reinigte dann die Frontscheibe von der dicken Staubschicht. Am liebsten hätte ich mich jetzt hingelegt und alles vergessen, hätte mich einfach hingelegt und wäre nie mehr aufgestanden. Doch dann kam mir wieder mein Begleiter in den Sinn und mein Versprechen, ihn nach Hause zu bringen.

Erschöpft von unserem Gedankenaustausch fuhren wir weiter, der Lächer, Schläge und Fragen längst überdrüssig. Doch plötzlich wurde die Strasse breit und flach, der Boden wechselte zu roter Farbe. Das staubige Dornengestrüpp wich einer weiten, baumlosen Landschaft, das staubige Dunkel zerfiel in ein stumpfes, diffuses Licht. Nun musste ich mich nicht mehr am Steuer festhalten und meine Hände bekamen keine Schläge mehr, wir konnten die Landschaft an uns vorbeiziehen lassen wie einen träg dahinfließenden Strom. Ich hätte jetzt schneller fahren können, aber nun hatten wir keine Eile mehr. Falls es dieses Dorf Narus überhaupt

irgendwo gab, würden wir es irgendwann wohl erreichen. Für alles andere war es jetzt eh zu spät.

Doch dann, plötzlich, wie aus dem Nichts, zwei-drei Hütten und zwei Soldaten. Narus! Man schien mich erwartet zu haben. Stumm und ohne Fragen zu stellen zogen die Soldaten den Plastiksack aus dem Auto und legten ihn auf den Boden. "Danke", sagten sie noch, und malten, ohne den Inhalt des Plastiksacks geprüft zu haben, ein grosses, krummes Kreuz auf die mitgebrachte Quittung als Bestätigung für den Empfang des Toten. Es gab nichts zu besprechen, alles war nur eine Formalität. Meine Ankunft, der Tote, die Bestätigung, mein Fortgehen. Man wünschte mir eine gute Rückkehr und liess mich fahren. Fahren.

Die Rückkehr nach Lokichokio wurde zu einem Höllenritt. Ich hatte über zwei Stunden gebraucht, um in Narus anzukommen, nun dauerte meine Fahrt eine knappe halbe Stunde. Als wäre ich auf der Flucht und hätte nichts mehr zu verlieren jagte ich das Fahrzeug über die Löcher auf der Strasse, im Sekudentakt sprang es in die Luft und krachte knallend zurück auf den Boden, der Motor heulte

gequält, die Reifen qualmten und die Sprungfedern zerbrachen klirrend in kleinste Stücke. Der aufgewirbelte Staub versperrte mir die Sicht auf die Strasse, blind schleuderte ich durchs Dornengestrüpp, schlidderte von Loch zu Loch, übersprang grosse Steine und tiefe Gräben. Ich hatte längst die Kontrolle über Zeit und Raum verloren, spürte auch meine gebrochenen Hände nicht mehr. Schneeweisses Salz strömte über meine Stirn, es brannte lichterloh, in den Augen und meinem Kopf.

Aber irgendwie erreichte ich Lokichokio. Auf der ganzen Fahrt hatte ich nur an meinen Weggefährten gedacht; er war mir fremd geblieben und doch stand er mir nahe, wie ein jüngerer Bruder. Noch nie hatte ich so viel Zeit allein mit einem vermeintlich toten Menschen verbracht, noch nie war ich so lange mit einem Toten unterwegs gewesen. Während zweier Stunden waren wir eine Fahrgemeinschaft gewesen, hatten unsere Schmerzen und unser Elend geteilt. Während zweier Stunden, während einer Ewigkeit! Weshalb aber war ich mir immer so sicher gewesen, dass der Tote noch lebt und dass er auf meine Rücksicht zählt? Welchen Unterschied gab es denn letztlich zwischen ihm und mir? Wie ich so meinen

Gedanken nachging merkte ich, dass ich den unbekanntem Toten lieb gewonnen hatte. Wie einen jüngeren Bruder. Einsam hatte er mich zurückgelassen, ohne ein tröstendes Wort zum Abschied. Als hätte ich ja nur meine Pflicht getan.

Das Flugzeug in Lokichokio hatte auf mich gewartet. Noch am gleichen Tag fand ich mich im stockenden Verkehr von Nairobi wieder, war sicher gelandet in einer anderen Welt.

Es war ein langer und anstrengender Tag gewesen, angefüllt mit Abschied, Trauer und Verlust.

Eine Feier zum Abschied (Chapter V) 20 pts.

Zu den wenigen wirklich ergreifenden Erinnerungen, die mir von meinem Aufenthalt in Lokichokio blieben, gehören zwei Abschiedsfeste. Jenes eines blonden, hochgeschossenen und äusserst sympathischen jungen Krankenpflegers aus Island, *Jon Karlsson*, welcher ganz in der Nähe meines Bungalows wohnte und mich mit seinem betörenden Saxophonspiel jede Nacht in tiefsten Schlaf versinken liess, und jenes einer bildhübschen, mir persönlich sehr lieb gewordenen Krankenschwester aus Frankreich, *Hélène Biannic*.

Jon

An Jons Abschiedsfeier regnete es in Strömen, riesige Blitze spalteten den schwarzen Himmel in leuchtende Splitter und Donnerschläge durchbrachen knallend die schweren, tiefhängenden Wolken. An ein Essen unter freiem Himmel war nicht zu denken. Aber als Jon ins Freie trat und seinem Saxophon die himmeltraurigsten, markerschütterndsten Töne entriss, verliessen alle Delegierten ihre Tische und versammelten sich vor dem Gebäude. Die geplante Abschiedsfeier

verwandelte sich in eine Art von Gottesdienst. Die Melodie, welche diese Nacht mit Wehmut und doch grosser Schönheit erfüllte, bestand nicht nur aus Jons herzerreissendem Saxophonspiel, welches das Dunkel zu durchbohren schien. Als ob es so geplant worden wäre, setzten Tausende von Fröschen zu einem ohren-betäubenden Liebesgesang an und verliehen dadurch dem lauten Klagen des Saxophons eine heftige, fast gewaltsame Intensität. Dazu prasselte der Regen als wäre er ein Jazzbesen, der die Musik sanft streichelte und so dem wilden Spektakel Lieblichkeit und Wärme schenkte. Der Regen strömte über die Gesichter der Zuhörer als wäre er aus lauter Tränen gemacht. Vor der Kulisse eines von weissglühenden Blitzen und schmetternden Donnerschlägen zerfetzten Himmels fügten sich die verschiedenen Melodien zu einem grossartiges Zusammenspiel von Traurigkeit, Schmerz und Glück, zu einer Abschiedsvorstellung, die ergreifender und endgültiger gar nicht hätte sein können. Man hätte weinen oder auch auf die Knie sinken mögen, die Frösche, der Regen, das Donnern und Jons Saxophon hatten sich zu einem umwerfenden Naturereignis zusammengefunden.

Zwei Tage später war Jon tot. Er war am Morgen nach der Abschiedsfeier nach Nairobi und von dort direkt nach Kabul in Afghanistan geflogen. Am Tag darauf war Jon mit anderen IKRK-Delegierten in ein Dorf gefahren und wurde dort ohne jeden ersichtlichen Grund von einem religiösen Fanatiker erstochen. Die unfassbare Nachricht von Jons Tod erschütterte die Delegation wie ein Erdbeben. Es war ganz fürchterlich. Jons Saxophon brüllte in all unseren Köpfen.

Hélène

Die Erinnerung an das Abschiedsfest von Hélène war weniger dramatisch aber auf ihre Weise doch auch sehr schmerzlich. Unter all den vielen netten Pflegerinnen, die ich während meiner Jahre in Lokichokio kennen lernen durfte, war Hélène in jeder Beziehung eine Ausnahmeerscheinung: mit ihren dunkelbraunen Augen wirkte sie stets nachdenklich und irgendwie traurig, bis dass sie ihren hellen Geist aufblitzen liess und ihren Mund zu einem frohen, befreienden Lachen öffnete. In meiner Erinnerung versuche ich zu erfahren, ob die

ruhige Hélène eigentlich nur ausserordentlich sympathisch und hilfsbereit oder bloss unsagbar schön war, vermutlich war sie beides, aber ihre Schönheit schien wie der Spiegel ihrer zerbrechlichen Seele, klar und ohne zu blenden. Wann immer ich des Kriegsgeschehens im Südsudan überdrüssig war und erschöpft nach Lokichokio zurückkehrte suchte ich die Gesellschaft von Hélène, denn nur bei ihr konnte ich den Glauben an das Gute im Menschen wiederfinden, mich geborgen fühlen und für eine Weile glücklich sein. Kein Wunder, dass ich sie liebte.

Anders als alle anderen wollte Hel ene ihren letzten Tag beim IKRK nicht nur mit ihren Kollegen und Kolleginnen in der Delegation in Lokichokio sondern an ihrem Arbeitsort im Spital und zusammen mit den Patienten feiern. Die Vorbereitungen waren aufwendig, denn Hélène wollte auch für die Kriegsverletzten Salate und belegte Brote zubereiten und so wirklich alle am Fest teilhaben lassen. Sie organisierte auch fröhliche Musik, zu welcher wenigstens die lokalen

Pflegerinnen und Pfleger und bereits geheilte Patienten tanzen sollten.

Doch auch dieser Abend verlief nicht wie vorgesehen, denn am Tag des Abschieds jagte ein fürchterlicher Wolkenbruch den nächsten und füllte das breite Flussbett, welches das Spital von der Strasse nach Lokichokio trennte, innerhalb weniger Minuten bis über die Ränder. Während 363 Tagen im Jahr war dieser Fluss ausgetrocknet, an diesem besonderen Tag aber schwoll er bis zu zwei Meter Höhe an und riss Stauden und abgestorbene Bäume mit sich. Auch die Natur zeigte sich aufgewühlt von Hélènes bevorstehendem Abschied. Es war ausgeschlossen, den Fluss zu Fuss oder schwimmend überqueren zu wollen, und deshalb wurde ein langes, dickes Seil über den Fluss gespannt. Während einige wenige wagemutige Delegierten sich im Dunkeln über den reissenden Fluss hangelten, wurden die Getränke und die Sandwichs in Körbe gelegt, am Seil befestigt und hinübergezogen. Das Fest selbst begann wie geplant mit Essen und Trinken, aber als die Musik einsetzte, wollte sich keiner bewegen. Alle sassen wie angewurzelt irgendwo am Boden, ohne zu reden

oder zu lachen. Anstatt sich an der munteren Tanzmusik zu wärmen wurde es allen kalt. Der Regen wollte nicht nachlassen, platschte laut auf die Dächer. Hélène war sehr betrübt über die buchstäblich ins Wasser gefallene Feier und kehrte enttäuscht in die Delegation zurück. "Aber weshalb habt ihr denn Hélène so ein erbärmliches Abschiedsfest beschert? Sie wollte Euch doch eine Freude bereiten, nun habt ihr sie so traurig gemacht.", sagte ich am Tag danach einem der Patienten vorwurfsvoll. "Aber das weisst du doch", antwortete er, "Wir alle lieben Hélène sehr, sie war immer so gut zu uns, die Ankündigung ihres Fortgehens hat uns alle zu Tränen gerührt. Wie hätten wir da noch fröhlich sein können? Aber ich garantiere dir: wir werden jubeln und vor Freude tanzen, wenn die gehässige Headnurse, die Leiterin des Spitals, endlich Abschied von uns nimmt!". Hélène hätte bestimmt grosse Freude gehabt, dies zu hören, aber schon am frühen Morgen des nächsten Tages war sie nicht mehr unter uns, befand sich auf dem Flug zurück in ihre ferne Heimat. Nicht nur die Patienten im Spital, auch wir fühlten uns von Hélène allein gelassen. Sie war durch nichts und

niemanden zu ersetzen. Ohne Hélène wirkte die Delegation wie ausgestorben.

Kwacakworo ist ein Esel! (Chapt. IX, p.40-49) 20
pts.

In Faizabad gab es keine Herberge, und deshalb wurden Zalmai und ich im kleinen Büro des ARCS einquartiert. Gul Mohammed brachte einige Wolldecken, mit welchen wir die offenen Fenster abdecken und auf welchen wir am Boden schlafen konnten. Es war eisig kalt in diesem Büro, aber dank einem kleinen Generator gab es wenigstens eine Glühbirne, die etwas orangenes Licht verbreitete. Um den Abend etwas zu versüßen, brachte uns Gul Mohammeds Bub etwas "*Black Afghani*", wie der für seine besonders starke Qualität berühmte Haschisch genannt wurde. Zalmai betrachtete den schwarzen Klumpen scheinbar entsetzt und behauptete tatsächlich, so etwas habe er noch nie gesehen geschweige denn je ausprobiert. Erstaunlicherweise kannte er aber bereits eine Methode, den Stoff ohne Tabak zu "rauchen", und diese Methode war jedenfalls mir noch unbekannt gewesen. Zalmai spiesste den Klumpen nämlich auf eine Sicherheitsnadel, hielt ein Feuerzeug an die Nadel und entwickelte so einen kleinen Rauch, den er angestrengt tief einatmete... In der Folge

verbrachten Zalmai und ich einen lustigen Abend, vergassen vor lauter Lachen die Kälte und schliefen - auch dank unserer Wollmützen und warmen Socken - tief und gut.

Beim Erwachen am nächsten Tag konnten wir unseren Augen nicht glauben: über Nacht war Schnee gefallen, und es schneite noch immer, dicht und intensiv! Gul Mohammed und seine Familie wohnten im Dorfkern von Faizabad, welches fast eine halbe Stunde weit entfernt war und nur über eine schmale Strasse hoch über dem Fluss *Koktscha* erreicht werden konnte. Bei Schneefall war diese Strasse nicht befahrbar. Der Präsident des ARCS erschien um etwa zehn Uhr in seinem Büro, in Begleitung seiner beiden Kinder. Alle drei waren durchnässt und von Schnee bedeckt; das kalte Büro muss ihnen warm vorgekommen sein! Der einzige Gesprächsstoff an diesem Morgen war der Schnee und die Kälte. Zalmai erkundigte sich nach Möglichkeiten, den Raum zu erwärmen, und Gul Mohammed antwortete, dass es zwar einen Rauchabzug aber keinen Ofen gäbe; einen solchen müsste man kaufen und das dazu nötige Geld fehle. Gul Mohammed bekam das benötigte Geld und

kehrte mit seinen Kindern ins Dorf zurück. Wir atmeten erleichtert auf, als sie, beladen mit einem Aluminiumofen, Rohren, Plastiktüchern und etwas Brennholz, am Nachmittag zu uns zurückkehrten. Wir stellten den Ofen unter den Rauchabzug, und Gul Mohammed verschweisste die Ofenrohre fachmännisch mit Lehm. Grössere Mengen von Holz hatte er im Dorf nicht finden können, denn die Esel, welche das Holz normalerweise jeden Tag aus den Tälern herbeischleppten, konnten sich bei solch heftigem Schneefall nicht vorwärtsbewegen. Aber Gul Mohammed hatte noch eine Anzahl Kisten, die er jetzt in Stücke schlug und zu Brennholz machte. Schliesslich befestigten wir die Plastiktücher an den Fenstern und machten alles dicht; nun wurde es auch wieder hell im Raum und wir konnten zusehen, wie die Schneedecke auf dem Fenstersims immer schneller anwuchs und bald die Felsen am Berg unsichtbar machte. Wir begannen zu heizen; bereits das wilde Knacken des Holzes vermochte uns etwas erwärmen. Am Abend, als Mohammed Gul und seine Kinder uns wieder verlassen hatten, war es im Raum schon viel angenehmer geworden; die Temperatur war bereits über Null gestiegen. Der

Rauch unseres Atems wurde allmählich unsichtbar. Wir fühlten uns wohl und in Sicherheit, als befänden wir uns in einer Schneehöhle.

Das Haus des ARCS bestand aus drei Räumen, von welchen einer als Büro, ein weiterer zur Behandlung von Patienten und ein kleinerer als Lagerraum benutzt wurde. Während Zalmai und ich im Büro schliefen, übernachteten die zwei Wächter des Hauses im anderen, etwas grösseren Raum. Einer der beiden Wächter war der Tageswächter; er war etwa dreissig Jahre alt, hatte keine Angehörigen und verbrachte deshalb nicht nur die Tage sondern auch die Nächte an seinem Arbeitsort. Der zweite Mann war der eigentliche Nachtwächter, hiess *Nasir Khan* und war etwa achtzehn Jahre alt; tagsüber arbeitete er als Wasserträger, schleppte im Auftrag von Geschäftsleuten schwere, mit Wasser gefüllte Schläuche vom tiefer im Tal gelegenen Fluss hinauf ins Dorf. Beide Wächter waren ausserordentlich scheu und furchtsam, als ob ihre Gegenwart uns etwas antun könnte. Sie wirkten so allein gelassenen in ihren schäbigen Kleidern, dass ihr blosser Anblick mich nachdenklich stimmte. Was wäre, wenn ich dieses armselige Leben teilen müsste,

woher kam mein Anspruch, meinem Leben einen Sinn geben zu dürfen, und womit hatte ich solches Glück verdient?

Gul Mohammed hatte uns Fladenbrot und einen Bohnenbrei zum Abendessen gebracht, dann kehrte er durch die schwarze, scheinbar undurchdringliche Nacht nach Hause zurück. Es schneite noch immer. Der kleine Generator des ARCS war eingefroren, und so gab es kein Licht im Raum. Glücklicherweise hatten wir auf dem Markt Kerzen gekauft, die uns nun Licht spenden und unsere kalten Hände erwärmen konnten. Dank den Kerzen aber auch dank unserem Blechofen stieg die Temperatur rasch über die Nullgradgrenze. Wir fühlten uns wie verwöhnte Fürsten in einem leuchtenden Palast. Dabei kamen mir die beiden Wächter in den Sinn, die im Nebenraum im Dunkeln und in der Kälte saßen. Ich schickte Zalmai zu den beiden, um sie zu uns in die Wärme zu holen, doch Zalmai kehrte ohne die Wächter zurück und erklärte, die beiden möchten lieber in ihrem Zimmer bleiben. Ich stand auf und ging, mit einer Kerze in der Hand, in den Nebenraum; dort fand ich die beiden unter einem Plastiktuch am

Boden kauern. Sie verstanden meine Zeichensprache offenbar besser als vorher Zalmais Einladung, jedenfalls zögerten sie nicht, mich in unseren, unterdessen im Kerzenlicht warm erstrahlenden Raum zu begleiten; dort setzten sie sich neben den glühend heißen Blechofen.

Zalmai und ich versuchten mit den beiden ins Gespräch zu kommen, aber auf jede Antwort erhielten wir nur eine knappe, ausweichende Antwort. Ich erkundigte mich nach ihrer Familie, ihrer Arbeit und ihren Plänen für die Zukunft. Weil das Gespräch aber so einseitig verlief, wollte ich meinen Versuch, den beiden menschlich näher zu kommen, schon aufgeben - zumal Zalmai seine Bemühungen bereits schon aufgegeben hatte. Schliesslich versuchte ich es ein letztes Mal und stellte Fragen, die nichts mit der brutalen Wirklichkeit des Alltags zu tun hatten. "Wovon träumst du?", fragte ich den jüngeren der beiden, und wiederholte gleich "Erzähle uns doch von deinen Träumen!" Ich musste mich gedulden, bis ich eine Antwort erhielt, und sie fiel kurz und schroff aus: "Ich träume nicht", antwortete er kurz und bündig - und verfiel gleich wieder in

Schweigen. Seine Antwort klang wie eine Behauptung. "Also denn", insistierte ich, "Du träumst nicht. Aber wovon würdest du denn träumen, wenn du nun träumen *würdest*? Würdest du von einer eigenen Familie träumen, von einem eigenen Haus, oder von einem Fahrrad oder gar einem Fahrzeug?" Wieder mussten wir lange auf Antwort warten. So lange, dass ich meine Fragerei schon wieder aufgeben wollte. Doch schliesslich kam doch noch eine Antwort. "Wenn ich träumen würde", sagte er, den Teppich fixierend, "dann würde ich von einem Esel träumen". "Warum denn von einem Esel?", wollte ich wissen, und diesmal musste ich nicht mehr so lange auf Antwort warten. "Ein Esel könnte mir helfen, das Wasser aus dem Fluss bis hinauf ins Dorf zu bringen". erklärte er, "Meine Schultern sind schon kaputt, ich habe grosse Schmerzen". Wie zum Beweis entblösste er seine rechte Schulter und zeigte auf die breiten, blutigen Striemen auf der Haut. "Also denn", entgegnete ich, hochofren, dass wir nun doch ins Gespräch gekommen waren, "wenn du von einem Esel träumen würdest... Morgen werde ich dir einen Esel schenken! ...allerdings nur unter einer

Bedingung...". "Was denn für eine Bedingung?", wollte er wissen, und wie ich erklärte: "Die Bedingung ist, dass du den Esel '*Kwacakworo*'¹ nennst", kam die Antwort blitzartig: "Das mach ich nicht!", sagte er, "ich will keinen Esel!". "Ok", erwiderte ich nun, "dann lass es doch bleiben! Aber denk noch darüber nach. Morgen früh solltest du nicht schon um fünf Uhr das Haus verlassen, sondern du solltest mir vorher noch deinen endgültigen Entscheid mitteilen. Denn morgen kommt unser Flugzeug, und dann wir sind wieder weg. Dann ist es zu spät".

Nun begann auch der ältere der beiden Wächter sich am Gespräch zu beteiligen; er wollte wissen, woher der ungewöhnliche Name "*Kwacakworo*" komme und ob er auch eine Bedeutung habe. Wie Zalmai ihnen erklärte, "*Kwacakworo*" bedeute "der menschenfressende Leopard", schauten mich die beiden entsetzt an - als ob sie den Teufel vor sich hätten. Zalmais Erklärung war offensichtlich nicht dazu angetan, Vertrauen und Nähe zu schaffen. Dann war es Zalmai, der wissen wollte, weshalb ich

¹ Wie im Sudan war ich auch in Afghanistan (und später in Zentralasien) nur unter dem Namen "*Kwacakworo*" bekannt, so auch hier in Faizabad.

denn verlange, dass der Esel meinen Namen tragen solle. "Ein Esel mit deinem Namen, das ist doch nicht gut", gab er mir zu bedenken. "Nun", antwortete ich, "wenn der Esel 'Kwacakworo' heisst, dann wird der Besitzer sich wenigstens des Namens jener Person erinnern, die ihm den Esel geschenkt hat. Und vielleicht wird er dann seinen Esel gut ernähren und ihn auch nicht ständig schlagen!" Zalmi übersetzte; meine Erklärung schien wenigstens ihm einzuleuchten. Danach blieben wir noch eine Weile schweigend sitzen, warteten nachdenklich, bis die Glut im Ofen zu blinken begann und langsam erlosch. Die beiden Wächter kehrten in die Kälte ihres Schlafraums zurück, und Zalmi und ich legten uns auf den Teppichboden und zogen uns die Wolldecke über den Kopf. Wir schliefen in den Kleidern, schoben die Mütze über die Augen und zogen die Beine an.

Am nächsten Morgen suchten wir vergebens nach dem jungen Wasserträger. Er war verschwunden, war seinem Glück fluchtartig davongelaufen. Als Gul Mohammed kam, um uns an den Flugplatz zu bringen und wir ihm gleich die Geschichte vom unerwünschten Esel erzählten, schlug er vor, dass

ich ihm das Geld für einen Esel hinterlasse - er würde damit seinem Nachtwächter den versprochenen Esel kaufen. "Nein", antworte ich, "Er hatte seine Chance. Ich werfe niemandem einen Esel hinterher!" Gul Mohammed konnte seine Enttäuschung über meine Antwort nur schlecht verbergen. Er hatte wohl gespürt, dass ich ihm doch nicht ganz traute; auch er war arm und wäre bestimmt um etwas Hilfe froh gewesen. Man hätte das Geld für einen Esel ja auch teilen können.

Wir fuhren zum Flugplatz. Es hatte aufgehört zu schneien, aber der Weg war schneebedeckt und ein Vorankommen war schwierig. Auf halbem Wege angekommen beschlossen wir, auf den Lärm des Flugzeugs zu warten und erst dann weiterzufahren. Wir zweifelten, dass das Flugzeug auf der schneebedeckten Piste landen können und sollten in dieser Annahme recht bekommen. Zwar erschien das Flugzeug zur abgemachten Zeit, aber nach einem Überflug drehte das Flugzeug wieder ab und verschwand in den Wolken. Wir mussten umkehren.

Die erste Hälfte des Tages verging mit dem Suchen nach Brennholz auf dem Dorfmarkt, eine gute Gelegenheit, den belebten Teil des Dorfes kennen zu lernen. In der holprigen von Schnee und Schlamm aufgefüllten Hauptstrasse gab es fast kein Durchkommen, Pferde, Lastesel, Fuhrwerke und schwer beladene Karren, die von Männern durch den Dreck gezogen wurden, standen uns immer wieder im Weg. Wir hatten es aber nicht eilig und nahmen uns Zeit, die Verkaufsläden zu besuchen und die dort feilgebotene Ware zu begutachten. Immer wieder hielten wir unter einem der Vordächer der Geschäfte an, um Tee zu trinken. Tee wurde nicht in einem Lokal sondern von kleinen Kindern längs der Strasse angeboten. Trotz des schlechten Wetters waren die Läden nicht geschlossen. Da die Läden meist gleichzeitig auch als Werkstätten benutzt wurden und zur Strasse hin offen standen konnten wir eintreten und fasziniert zusehen, wie die Handwerker ihre Ware herstellten, die Bäcker, die Töpfer, der Metzger und der Schuhmacher, die Huf- und die Silberschmiede, die Porzellanflicker und die Hersteller von Perlenschmuck, die Flechter von Stricken und

Seilen aus Hanf oder die Schleifer von Halbedelsteinen. In anderen Läden wurde die Ware zum Verkauf zur Schau gestellt, seien es Esswaren wie Mehl, Salz, Zucker, Rüben, Nüsse, Datteln, gehärtete Kugeln aus Joghurt und Gewürze, oder Gebrauchswaren wie Stoffe, Decken, Kopfbedeckungen, Mäntel, gestrickte Pullover, Mützen und Kopftücher, Streichhölzer, Batterien und Zigaretten, Vorhängeschlösser, Eisenketten, Felle von Schafen und Wölfen, Wolfsfallen, grosse und kleinere Krüge, Porzellanteller, Schalen aus Holz oder Metall, gewobene Eseltaschen, Peitschen, Zäume, Sättel, Steigbügel usw. Über einem der Läden befand sich ein Holzverschlag, hinter dem man sich offenbar die Haare schneiden lassen konnte; ich konnte nicht herausfinden, auf welche Weise die Kunden bis hinauf zum Frisör gelangen konnten, aber es muss auf der Rückseite des Ladens wohl eine Leiter gegeben haben. Weshalb der Frisör dort oben arbeitete konnte ich mir auch nur ausmalen, wahrscheinlich gehörte der Friseurladen dem Besitzer des Geschäftes unter ihm, und vielleicht war der Geschäftsinhaber ja auch gleichzeitig der Coiffeur. An einer Ecke sah

ich einen jungen Mann, der mit einer Wolldecke bedeckt stehend auf Kundschaft wartete. Neben ihm befand sich eine auf vier Holzlatten gestellte, mit einem schwarzen Tuch bedeckte Holzkiste, in welcher sich vermutlich ein grosser Fotoapparat verbarg. Ich hätte gerne gewusst, welches Wunder sich der junge Mann mit seinen dunkeln, verträumten Augen bei diesem Schneefall erhoffte; er konnte wohl nicht annehmen, dass sich jemand ausgerechnet jetzt ablichten lassen würde. Aber nicht nur er, auch die Läden hatten heute wohl wenig Kundschaft; ausser Eseln, Fuhrwerken und Pferden bewegte sich auf dem Markt nicht viel, - ich war wohl der einzige Mensch, der sich bei diesem Wetter für die Arbeit der Handwerker und ihre Ware interessierte.

...Die andere Hälfte des Tages...

Die dritte Nacht in Faizabad glich der vergangenen: es war sehr kalt, wir machten Feuer im Ofen, assen Fladenbrot und tranken den Tee, den uns Gul Mohammed in einer Thermosflasche mitgebracht hatte. Wieder allein, ging Zalmai in den Raum der Wächter und lud sie ein, in unser wärmeres Zimmer

zu kommen. Diesmal brauchte es keine Überredungskunst, die beiden schienen ihre Hemmungen überwunden und keine Angst mehr vor mir zu haben. Ich begann sofort zu fragen: "Hast du deiner Mutter von meinem Angebot erzählt?", wollte ich wissen. Der junge Wasserträger zögerte, aber antwortete dann "Nein, ich habe ihr nichts gesagt". "Und deinem Bruder? Hast du ihm etwas erzählt?" fragte ich weiter. "Ja", erwiderte er. "Und was hat er gesagt?", fragte ich zurück. " Vielleicht kommt dieser gute Mensch ja wieder einmal nach Faizabad zurück, hat er gesagt, sonst nichts." "Bedeutet das denn", fragte ich zurück, "dass du nun doch froh wärst, wenn ich dir einen Esel kaufe?". "Ja", war nun seine Antwort, "das wäre schön". "Und wirst du dann meine Bedingung akzeptieren?", wollte ich wissen, und er erwiderte, "Ja, ich bin einverstanden, ich werde den Esel 'Kwacakworo' nennen und ihn gut behandeln". Glücklicherweise, dass mein Geschenk akzeptiert wurde, erkundigte ich mich noch nach dem Preis eines guten, starken Esels sowie nach den Kosten des notwendigen Zubehörs wie Zaum, Satteldecke und Gurt und überreichte ich ihm den geschätzten

Gesamtbetrag, fügte zusätzlich auch noch etwas Geld für das erste Futter bei. Ehrfürchtig nahm unser neuer Freund das Geld mit beiden Händen. Bestimmt hatte er wohl noch nie so viel Geld in seinen Händen gehabt, wollte aber seine Gefühle nicht zeigen. Aber wir waren uns sicher, dass er die kommende Nacht nur an seinen Esel denken, unruhig schlafen aber glücklich sein würde.

Die Nachricht vom Esel verbreitete sich mit Windeseile in der ganzen Gegend, erreichte Kabul und schliesslich sogar den Hauptsitz des IKRK in Genf. Fortan unterschrieb ich meine Berichte fürs IKRK mit "Kwacakworo, der Wasserträger von Faizabad", und all jenen, die meine Arbeit als Cooperations-Delegierten kritisierten und mich beschuldigten, nichts zu tun ausser ständig im Land umherzufahren, Sehenswürdigkeiten zu besuchen und meine kostbare Zeit mit Einheimischen zu vergeuden, gab ich zu bedenken, dass man zwar der Ansicht sein könne, Kwacakworo sei ein grosser Esel, aber dass doch niemand ernsthaft behaupten könne, Kwacakworo arbeite nicht jeden Tag viel und hart und trage dabei schwerste Lasten.

Auch der Präsident des ARCS in *Taloqan* in der Provinz *Takhar*, *Mawlana Emmamuddin*, ein ganz lebenswerter, freundlicher Mullah, hatte von der Geschichte vom Esel gehört und beklagte sich: "Du hilfst ja nur den Leuten aus Badakhshan. Aber mich alten Mann lässt du jeden Tag über eine Stunde bis ins Büro des ARCS gehen! Auch ich bin todmüde!". "Möchtest du denn auch gerne einen Esel?", fragte ich ihn, und schon begannen seine Augen hoffnungsvoll zu leuchten. "Natürlich, das wäre doch eine grosse Hilfe!". "Gut denn", antwortete ich, "auch du sollst deinen Esel bekommen. Aber nur unter einer Bedingung..." Der alte Mann war sofort einverstanden, denn er wusste, dass meine Bedingung eigentlich leicht zu erfüllen sein würde. "Aber sicher", antwortete er, "ich bin mit allem einverstanden!". "Also denn", sagte ich nun, "die Bedingung ist, dass du den Esel *Pascal* nennst!". *Mawlana Emmamuddin* war völlig überrascht, lachte und strahlte vor Freude. Er hatte natürlich vermutet, er müsste auch seinen Esel "Kwacakworo" nennen, aber jetzt freute er sich doppelt, denn mein Freund *Pascal Mauchle* war auch sein liebster Freund innerhalb des IKRK. Als

Pascal von meinem Geschenk erfuhre freute auch er sich riesig und fühlte sich geehrt, in Taloqan ein lebendes Denkmal zu erhalten. Pascal konnte sicher sein, dass der alte Mullah sich mit viel Liebe um sein Wohlergehen sorgen würde.

Bei unserem ersten Besuch im winterlichen Faizabad mussten wir uns noch drei Tage gedulden, bis das IKRK-Flugzeug im Schnee landen und wir nach Kabul zurückfliegen konnten. Der Flug wurde für mich zu einem Albtraum. Als ich ins Flugzeug kletterte, überreichte mir der ältere Bub von Gul Mohammed noch im allerletzten Moment einen dicken, prall gefüllten Papiersack. Ich schaute erst während des Fluges in den Papiersack und musste zu meinem blanken Entsetzen feststellen, dass er bis oben hin mit "black Afghani", also mit "schwarzem Haschisch" gefüllt war! In Europa wäre ich damit steinreich oder für einige Jahre ins Gefängnis gekommen, nun konnte ich nur hoffen, dass die Zöllner in Kabul nicht Verdacht schöpfen und auf die Idee kommen würden, im Gepäck eines IKRK-Delegierten nach Drogen zu suchen! Faizabad war schliesslich als Heimat des schwarzen Afghani berühmt! Ich bin zum Schmuggeln völlig

ungeeignet und begann schon im Flugzeug vor Aufregung und Angst zu zittern. Ich war erleichtert, als man mich in Kabul unbehelligt liess und schenkte gleich den ganzen Sack unserem Administrator, der für seine heisse Liebe zu Haschisch bekannt war. Als Pfeifenraucher war ich an diesem zauberhaften Allerweltheilmittel persönlich nicht wirklich interessiert.

Wie das in Bamiyan der Fall war, wurde der Bau eines Gasthauses zum Vorwand, Faizabad regelmässig zu besuchen, aber fortan nur noch auf dem Landweg und über abenteuerliche Strassen, die sich in Windungen durch Täler und entlang steiler Bergabhänge zogen. Unterwegs begegneten wir jeweils ruppigen Reitern auf verschwitzten Pferden und stolzen, mit einem weitem Gewand bekleideten Hirten, die wie Kardinäle mit einem langem Stock durch biblische Landschaften schritten und von riesigen Schafherden gefolgt wurden, fuhren vorbei an eisblauen Flüssen und an sandfarbenen Häusern aus Lehm und Stroh, auf deren Dächern Haufen von Mohn und Cannabispflanzen zum Trocknen aufgestapelt waren, wurden von Steinadlern begleitet und immer wieder von staubigen

Windstößen aufgehalten. Die Reisen nach Faizabad waren buchstäblich atemberaubend, sowohl was die Schneeberge, die unendliche Einsamkeit der Landschaft als was die in sich versunkene Schönheit der seltenen Dörfer betraf. Stets befand ich mich auch in guter Gesellschaft, nebst Zalmai mehrmals mit Pascal, mit Marguerite und einmal sogar von Michel Ducraux, unserem Delegationsleiter. Auf Michels Wunsch machten wir einmal einen Freitagsausflug in die malerische, am *Varduj*-Fluss gelegene Siedlung von *Baharak*, die sich durch ihre breiten, mit Hanf, Mohn und anderen Pflanzen bewachsenen Grünflächen, durch Farben und blühende Bäumen, Leichtigkeit und Frohsinn ausstrahlende Landschaft so sehr vom kargen, verschachtelten und etwas düsteren Dorf Faizabad unterschied; sogar eine Gaststätte gab es hier, wo wir Fladenbrot essen, Tee trinken, uns ausruhen und diesen freien Tag in aller Ruhe und entspannt geniessen konnten.

Nach meiner Rückkehr aus Faizabad nach Kabul fuhr ich nach Kandahār und von dort Richtung Westen, mit dem Ziel, die Hauptstadt der Provinz Helmand, *Laskar Gar*, zu besuchen. Bis an mein

Ziel sollte ich allerdings nicht kommen, denn während der Fahrt wurde ich nach Kandahār zurückgerufen. Im Sudan waren drei Mitarbeiter des IKRK gekidnappt worden, und aufgrund meiner guten Beziehungen im Südsudan erhoffte sich das IKRK, dass ich erfolgreich vermitteln und die Freilassung der Geiseln bewirken könnte. Ich musste nach Kabul zurückkehren und wenige Tage später in den Südsudan fliegen.²

Mitte 1997 kam mein zweijähriger Aufenthalt in Afghanistan zu Ende. Der Chefdelegierte Michel Duzcraux hatte zu meinem Abschied eine grosse Feier organisiert und dazu nicht nur alle Delegierten sondern auch sämtliche lokalen Angestellten eingeladen. Die Tatsache, dass auch unsere afghanischen Mitarbeiter bei dieser Abschiedsfeier dabei sein durften, ehrte mich noch mehr als Michels herzliche Worte. Es war kein sehr fröhlicher Anlass, aber er bot doch viel Raum für schöne Erinnerungen und Gespräche mit liebgewordenen Freunden. Ich war gerührt aber nicht traurig, denn ich wusste, dass ich - irgendwo in meinem Innern - für immer in der Gesellschaft

² Diese Episode erzähle ich im **Kapitel VIII**. meiner IKRK-Erinnerungen.

dieser tapferen und mutigen Menschen bleiben würde. Ich hatte das Land, das ich einst "mit der Seele" gesucht hatte, gefunden und würde es nicht mehr verlassen können.

Am meisten hatten mich die letzten Worte meiner persönlichen Mitarbeiter berührt. "Wir danken dir für alles, was du uns gegeben hast", sagte Zalmai, "du kannst dir gar nicht vorstellen, wie furchtbar traurig und elendiglich unser Leben hier ist. Aber dank deinem Frohsinn hatten wir es trotz des Krieges oft auch lustig, konnten von Herzen lachen und uns am Leben freuen. Als ob es keine Unterdrückung, keinen Terror und Schmerz mehr gäbe! Dank dir konnten wir uns für eine Weile wieder wie Menschen fühlen, - und dafür sind wir dir für immer dankbar". Das war natürlich rührend zu hören, machte mir aber den Abschied aber noch schwerer als ohnehin befürchtet.

Der Schweizer Nationaldichter *Charles-Ferdinand Ramuz*, ein Walliser, hat geschrieben: "*Es genügt nicht, zu geben was du hast, du musst geben, was du bist*". In Afghanistan mag ich diesem Anspruch einigermaßen gerecht geworden zu sein - aber

eigentlich hatte ich ja gar keine andere Wahl. Als Cooperations-Delegierter hatte ich ja wirklich nichts zu geben ausser mich selbst. Und wenn ich dort von vielen Menschen respektiert und oft gar geliebt wurde, so wohl nur weil sie merkten, dass auch ich sie respektierte und liebte und dass ich bereit war, mit ihnen meine Gefühle zu teilen. Das Wissen, dass es zwischen den Menschen keinen grundsätzlichen Unterschied gibt sollte für jeden Delegierten des IKRK eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Häufiger als in Afrika wurden in Afghanistan viele Delegierte diesem Anspruch gerecht. Auch deshalb bleibt mir Afghanistan in bester Erinnerung.

Nachschrift:

Drei Jahre später verwüstete ein starkes Erdbeben die Provinzen Takhar und Badakhshan. Weil wir die lokalen Zweigstellen des afghanischen Roten Kreuzes für solche Naturkatastrophen vorbereitet hatten, war das ARCS gut gerüstet und konnte sofort Hilfe leisten und viele Bewohner noch rechtzeitig aus den Trümmern befreien. Die ausländischen Hilfsorganisationen staunten über die Effizienz der einheimischen Rettungskräfte. Zur

Zeit des Ereignisses hatte ich mich im nahen *Tajikistan* aufgehalten und wurde deshalb in das Erdbebengebiet geschickt. In allerletzter Minute erhielt das IKRK in Zentralasien aber Besuch vom Verantwortlichen für die Zusammenarbeit mit den einheimischen Rotkreuz-Gesellschaften, und der aus Genf angereiste Besucher wollte mich unbedingt treffen. Deshalb wurde entschieden, einen anderen Delegierten ins Katastrophengebiet nach Faizabad zu schicken. Als dieser nach zehn Tagen wieder nach *Dushanbe* zurückkehrte und Bericht über seine Mission abstattete, überbrachte er mir die Grüße der Leute von Faizabad: "Alle lassen dich herzlich grüssen, alle reden immer nur von dir. Nur..." "Was?", unterbrach ich ihn. "Ich verstehe es nicht, sie scheinen dich alle so gut zu mögen, und dennoch haben sie etwas Furchtbares gemacht...". "Was denn, sprich", befahl ich ihm, aber der Delegierte wollte mit der Sprache nicht herausrücken: "Ich kann es gar nicht sagen, es ist unfassbar", gab er zur Antwort, aber als ich insistierte rückte er mit der Sprache heraus und sagte "Ich verstehe das wirklich nicht. Weisst du... ..sie haben *einem Esel* deinen Namen gegeben! Das

ist einfach unglaublich". Ich fühlte mich überglücklich. Der junge Wasserträger hatte also Wort gehalten, und "Kwacakworo", sein Esel, lebte also immer noch!

Das war eine wunderbar gute und für mich sehr berührende Nachricht.